

Alexander von Rennenkampff und seine Weltanschauung.

P. F. In der Geschichte unserer Gegenwart, wo während des Burenkrieges Dr. Karl v. Rennenkampff und während des russisch-japanischen der tapfere General der Kavallerie v. Rennenkampff viel von sich reden machten, erinnert uns ein Ausländer, Professor Dr. A. Stauffer = München, in seinem Werke: „Karoline v. Humboldt in ihren Briefen an Alexander v. Rennenkampff“ (mit deren beider Portraits. Berlin. 1904) wieder an einen Landsmann, dem wir ein literarisches Denkmal in unserer Geschichte zu setzen vergessen haben. Schon C. H. v. Bussie hat im „Inland“ Nr. 18 v. 1854 (zur Erinnerung an Alex. v. Rennenkampff) um eine biographische Skizze für diesen „edlen Toten“, ohne seine Bedeutung uns klar zu machen. Seinem Beispiel folgte der Prof. Dr. Louis v. Cambrécy-Kaasan im „Inland“ Nr. 31 v. 1854 in seiner „Reminiscenz“, doch auch er trat aus den Grenzen der persönlichen Erinnerung nicht heraus. Das liebe Ich war in beiden Erinnerungen die Hauptsache, und so ging auch der Leser über A. v. Rennenkampff zur Tagesordnung ruhig über. Zu diesen Tatsachen kommt noch das Geständnis A. Stauffers l. c. S. 52 hinzu: „Für eine Biographie, die dieser edle und bedeutende Mann ohne Zweifel verdient, reicht das (sein Verhältnis zu Karoline v. Humboldt) k e i n e s w e g s aus. Eine solche gebührt ihm als einem denkwürdigen Vertreter der deutschen Art aus dem Kreise der Generation, die in kräftiger Jugend die Befreiungszeit erlebte und in ihr mithandelte.“ Uns scheint jedoch auch diese Episode in seinem Leben ganz nebensächlich zu sein, denn wie viele kräftige Jünglinge gingen damals im Kampf gegen die Tyrannei Napoleons in den Tod, ohne daß man deshalb ihnen ein besonderes Andenken weihen wird. Seine Bedeutung liegt ganz wo anders, in seinen Schriften und in seinem Verkehr mit den Größten seiner Zeit.

Karl Jakob Alexander v. Rennenkampff ist einer der Balten, welche wie die Dichter und Schriftsteller J. M. R. Lenz, Elise v. d. Recke, Garlieb Merkel, Friedrich G. L. v. Lindner, oder die Historienmaler Gerhard v. Meutern und Karl Joh. Bähr, oder Thomas Joh. Seebeck, der Entdecker der „Entoptischen Farben“ und der „Thermo-Elektrizität“, oder der Anatom Justus Loder mit dem Altmeister Goethe in nähere Berührung kamen. Deswegen allein schon hat sein Leben und Wirken nicht nur für den Literaturhistoriker ein besonderes Interesse. Was Goethe und Rennenkampff näher führte, war ihr gemein-

james Interesse für Kunst und Naturwissenschaft. So interessierten sie sich beide für den Maler Wilhelm Tischbein (Vgl. „W. Tischbein, seine Bilder, seine Träume, seine Erinnerungen in dem herzoglichen Schlosse zu Oldenburg“. Bremen, 1826). Goethe ging poetisch nach (vid. Bd. 2, Hempel-Ausgabe) und R. in seiner „Behandlung der Idylle Tischbeins in 42 (44) Bildern“. Rennenkampff erwarb die 42 (44) Bilder für die Gallerie seines Großherzogs und lenkte Goethes Aufmerksamkeit auf sie, wofür Tischbein unserem R. gerührt dankte. (Vgl. Fr. v. Alten „Aus Tischbeins Briefwechsel“. Leipzig, 1872, Seite 283 ff.)

Da dieses Verhältnis Goethes zu Rennenkampff eine ganze Abhandlung für sich beanspruchen würde, wir aber hier ein Gesamtbild seines Lebens und Wirkens kurz zu entwerfen haben, so müssen wir darauf verzichten, seine Beziehungen zu Goethe näher zu beleuchten. (Diestel hat im Goethe-Jahrbuch Bd. 4, Seite 170 und 179 ff. zwei Briefe Goethes an Rennenkampff aus den Jahren 1820 und 23 veröffentlicht.) Uns kommt es darauf an, zu zeigen, was R. noch außerdem der Nachwelt wert macht.

Seine „Umrisse aus meinem Skizzenbuche“ (Hamover, 1827/28, 2 Bde.) stellt C. v. Bussie 1854 l. c., Sp. 289 „den beliebten Werken Washington Irving's gleich“ und A. Stauffer 1904 l. c. Seite 75 vergleicht dieses Werk mit Goethes „Wilh. Meisters Wanderjahre“. Tatsache ist, daß R. in seinen „Umrisen“ sein soziales, religiöses, künstlerisches und naturwissenschaftliches Ideal niedergelegt hat, woran er noch im Alter festhielt.

Stauffer sagt: „Diese (die Wanderjahre) haben in der Form eingewirkt, aber auch die G e s i n n u n g, die Weltanschauung ist w e s e n t l i c h dieselbe. Die Dichtung Goethes hat überhaupt viel Racheiferung geweckt, aber ich weiß doch nicht, ob es mehrere Werke gibt, die in solchem Grade f r e i n e b e n i h m bestehen. Es ist n i c h t entfernt so hinreißend, n i c h t so aus unendlich großer, innerer und äußerer Welt geschöpft, es ist namentlich n i c h t reich an Gegensätzen, d e n n o c h ist sein Werk d a u e r n d wertvoll.“

R. J. Alexander v. Rennenkampff erblickte auf dem Edelsitze seines Vaters auf Schloß Helmet in Livland am 29. Januar (9. Februar) 1783 das Licht dieser Welt. Nachdem er früh seinen Vater verloren hatte, kam er in seinem 14. Lebensjahre nach Berlin in das Dr. Fessler'sche Erziehungs-Institut, mußte aber schon im folgenden Jahre 1798 wegen des bekannten Befehls des Kaisers Paul I. zurückkehren, der allen russischen Untertanen den Aufenthalt im Auslande ohne seine spezielle Erlaubnis verbot. In der Heimat genoß

darauf K. in der Rigaer Domschule seine weitere Ausbildung bis 1801, wo es ihm nach dem Tode Kaiser Pauls gelang, wieder nach Berlin überzusiedeln, um sich unter Fichtes und Ancillons Leitung den Schliß zu geben, der für sein weiteres Leben grundlegend wurde. Wieder durch Verhältnisse gezwungen, kehrte er 1803 in die Heimat zurück, trat in den Landesdienst und wurde Assessor des Bernaueschen Landgerichts, in welcher Stellung er bis 1805 blieb. Warum er diesen Dienst aufgab, ist unbekannt geblieben. Wahrscheinlich fühlte er in seinem Wissen noch eine bedeutende Lücke, denn er bezog darauf die Universität Göttingen, wo er sich unter Southerweck, Forillo und Blumenbach dem Studium der Kunst und Naturwissenschaft hingab, in welchem Wissen sein ganzes Leben und Wirken wesentlich aufging. (Nach Mecke und Napiersths Bibl. Schriftsteller-Lexikon II, 517 und Muzenbecher „A. v. Kennenkampff“ in der „Allg. dtsh. Biographie“ Bd. 28, S. 227.)

Von Göttingen aus reiste K. in die Schweiz, wo er sich in Lausanne, Genf und besonders in Coppet aufhielt und dem Kreise der bekannten Frau v. Staël näher trat. Darauf bereiste Kennenkampff Italien 1807/08, welchem Lande er in seinen „Umrissen“ ein lesenswertes Buch widmete. In Rom lernte er Wilhelm v. Humboldt und seine Gemahlin Karoline, geb. v. Drachenroeden, kennen, deren intimer Freund K. wurde; aber auch mit dem Bildhauer Christian Daniel Rauch und den beiden Niepenhausen gelang es ihm innige Freundschaftsbeziehungen anzuknüpfen. (Vgl. darüber Schlesier: „Erinnerungen an W. v. Humboldt“. Stuttg. 1845. II, 113 f. und Gebr. Eggers: Chr. D. Rauch. Berlin. 1881. III, 65 f.) In Rom lernte K. auch den berühmten Thorwalsen und seine engeren Landsleute, den Landschaftsmaler Jak. Joh. Müller und den Genremaler Karl Graf kennen.

Im Jahre 1809 finden wir K. in Paris, wo er durch den russischen Ambassador Fürstin Kurakin in die Hofreise eingeführt wurde. In seinen „Umrissen“ (Bd. II, S. 324 ff.) entwirft er ein farbenreiches Bild des neuen Kaiserreiches und der Fürsten, die um Napoleon sich scharten. In Paris lernte K. auch Alexander v. Humboldt, wie Gall und Haug kennen, besonders nahe aber trat er dem überaus merkwürdigen Grafen Gustav Schlabrendorf, Verfasser des Wertes: „Napoleon und das französische Volk unter seinem Konsulate“. Die Schilderung, die er von diesem seltenen Mann in seinen „Umrissen“ (Bd. II, 344 ff.) gibt, ist eine tief wahre. Der Mann konnte von sich sagen: „Ich habe hier im Zimmer eine Art magischen Kreis gezogen, wer

hereintritt, muß die Wahrheit hören, er mag wollen oder nicht, da hilft nun einmal nichts.“ Und hoch und gering in Paris lief zu Schlabrendorf hin, um einmal „Wahrheit“ zu hören (vergl. über ihn auch C. G. Jochemanns „Reliquien“ Göttingen 1875. I. 124 ff.)

Leider spitzten sich in Paris die politischen Verhältnisse immer mehr zu, so daß es K. für geraten fand, zur Heimat zurückzukehren. Er traf in Petersburg mit Empfehlungen des Fürsten Kurakin ein und erhielt bei der Gründung des Lyzeums zu Jarosko-Eselo die Stellung eines Lehrers der Literaturgeschichte und Ästhetik 1810. In seiner freien Zeit verweilte K. viel in der Residenz, wo er den berühmten ersten russischen Weltumsegler Adam v. Krusenstern, den Dichter von „Sturm und Drang“ M. Fr. Klingler, den patriotischen Dichter G. M. Arndt und den Freiherrn v. Stein kennen lernte. Durch diese begeistert, trat er 1812 in die russisch-deutsche Legion als Rittmeister und Adjutant des Generals Grafen Welimoden ein und machte den Feldzug gegen Napoleon mit bis zur Auflösung der Legion nach dem Einzug der Truppen in Paris 1804.

Zum Major avanciert, nahm K. als Adjutant des Erbprinzen und nachmaligen Großherzogs Paul Friedrich August v. Oldenburg Dienste an, der damals Gouverneur von Estland war. Mit dem Leben dieses Fürsten und seines Hauses blieb nun K. bis zu seinem Tode verbunden. Obgleich K.'s Aufenthalt in Reval und Estland nur bis 1816 dauerte, war er doch ein jenseitsreicher. In diese Zeit fiel die Aufhebung der Leibeigenschaft, für die er warm eintrat. Auch lernte er in dieser Zeit den Historiker Theodor v. Bernhardt kennen. (Vgl. Bernhardt: „Aus meinem Leben.“ Leipzig — 1893. I.)

Als der Erbprinz 1817 Rußland verließ, überredete er K. ihm nach Oldenburg zu folgen. K. nahm den Vorschlag an und blieb ihm treu, mehr als Freund denn als Hofmann im politischen Duodez-Dienst, der ihm nicht behagte. Auf seiner Reise mit dem Erbprinzen 1816 kam K. auch nach Weimar, wo er mit Empfehlungen seines Freundes Wilhelm v. Humboldt bei Goethe freundliche Aufnahme fand und sich glücklich pries, in Kunst und Naturwissenschaft auf fast gleiche Ansichten zu stoßen. Hier war es auch, wo er Goethe fragte: „Ob sich nicht der Naturforscher zu einem Gesichtspunkte erheben könne, aus dem alles Erschaffene als ein gemeines Ganzes erscheint, wie wir es mit dem Worte „Natur“ kühn genug benennen, und aus dem alle die sich a r f e n Trennungen, lebend und leblos, Pflanze, Stein und Tier usw., die wir vielleicht nur aus

hereintritt, muß die Wahrheit hören, er mag wollen oder nicht, da hilft nun einmal nichts." Und hoch und gering in Paris lief zu Schlabrendorf hin, um einmal „Wahrheit“ zu hören (vergl. über ihn auch C. G. Kochmanns „Reliquien“ Hechingen 1875. I. 124 ff.)

Leider spitzten sich in Paris die politischen Verhältnisse immer mehr zu, so daß es R. für geraten fand, zur Heimat zurückzukehren. Er traf in Petersburg mit Empfehlungen des Fürsten Kuratin ein und erhielt bei der Gründung des Lyzeums zu Zarstkoje-Sjelo die Stellung eines Lehrers der Literaturgeschichte und Ästhetik 1810. In seiner freien Zeit verweilte R. viel in der Residenz, wo er den berühmten ersten russischen Weltumsegler Adam v. Krusenstern, den Dichter von „Sturm und Drang“ M. Fr. Klingler, den patriotischen Dichter G. M. Arndt und den Freiherrn v. Stein kennen lernte. Durch diese begeistert, trat er 1812 in die russisch-deutsche Legion als Rittmeister und Adjutant des Generals Grafen Wellmorden ein und machte den Feldzug gegen Napoleon mit bis zur Auflösung der Legion nach dem Einzug der Truppen in Paris 1804.

Zum Major avanciert, nahm R. als Adjutant des Erbprinzen und nachmaligen Großherzogs Paul Friedrich August v. Oldenburg Dienste an, der damals Gouverneur von Estland war. Mit dem Leben dieses Fürsten und seines Hauses blieb nun R. bis zu seinem Tode verbunden. Obgleich R.'s Aufenthalt in Reval und Estland nur bis 1816 dauerte, war er doch ein segensreicher. In diese Zeit fiel die Aufhebung der Leibeigenschaft, für die er warm eintrat. Auch lernte er in dieser Zeit den Historiker Theodor v. Bernhardt kennen. (Vgl. Bernhardt: „Aus meinem Leben.“ Leipzig — 1893. I.)

Als der Erbprinz 1817 Rußland verließ, überredete er R. ihm nach Oldenburg zu folgen. R. nahm den Vorschlag an und blieb ihm treu, mehr als Freund denn als Hofmann im politischen Duodez-Dienst, der ihm nicht behagte. Auf seiner Reise mit dem Erbprinzen 1816 kam R. auch nach Weimar, wo er mit Empfehlungen seines Freundes Wilhelm v. Humboldt bei Goethe freundliche Aufnahme fand und sich glücklich pries, in Kunst und Naturwissenschaft auf fast gleiche Ansichten zu stoßen. Hier war es auch, wo er Goethe fragte: „Ob sich nicht der Naturforscher zu einem Gesichtspunkte erheben könne, aus dem alles Erschaffene als ein gemeinfames Ganze erscheint, wie wir es mit dem Worte „Natur“ kühn genug benennen, und aus dem alle die scharfen Trennungen, lebend und leblos, Pflanze, Stein und Tier usw., die wir vielleicht nur aus

Beschränkung unsers Gesichtskreises machen, verschwinden, alle Teile vom Ganzen homogen, alle gleichen Gesetzen unterworfen, alle Individualitäten der Einzelnen, ihrer Bestimmtheit unbeschadet, in der Harmonie des Ganzen stehen müssen?“ (Umriss II., 33.) Und Goethes Antwort war: „Das ganze Universum besitzt Leben; denn wie wäre es sonst erklärbar, daß in der Tätigkeit des Weltalls, welche durch Einwirkungen erhalten wird, die aus der Unendlichkeit kommen und in die Unendlichkeit übergehen, dennoch Gesetzmäßigkeit herrscht? Der erste Ursprung des Lebens überhaupt verliert sich in dem Ursprunge des Universums!“

Wer Goethes „Metamorphose der Pflanzen“ kennt und Kennenkampfs „Physiologie der Pflanzen“ in seinen „Umrissen“ Bd. I 399—441 liest, der wird staunend sich fragen: Wer ist tiefer in die Lamarcksche „Deszendenz-Theorie“ eingedrungen? Überhaupt haben Goethe und Kennenkampf viele Berührungspunkte in ihren Ansichten über Natur und Kunst, die einer eingehenden Studie würdig sind. (Vgl. z. B. Kennenkampfs Ansicht über die „Organische Schöpfung nach G. R. Trevianus“ I. c. II, 34 ff. und seine Ideen über Dramen und Theater I. c. II, 350 ff.)

R. war schon damals als Schriftsteller bekannt. Von ihm stammen die „Fragmente aus den Briefen eines Reisenden aus Livland“ (a. D. 1805. 138 S. 16^o), „Ueber Pius VII. und dessen Excommunication Napoleons“ (St. P. 1813. 61 S. 8^o), „Essai sur l'essence et l'histoire des arts plastiques pour servir d'instruction à un cours d'histoire des arts plastiques“ (St. P. 1813). Die Studie ist seiner Freundin Karoline von Humboldt und seinem Freunde, dem Grafen Gustav Schlabrendorf, gewidmet. Er vertritt in diesem Werke die Ansicht: Die Kunst soll im Sichtbaren das Unsichtbare dem Menschen künden. Nur solche Werke, welche diesen Reiz des Ewigen und Schönen künden, sind wert Kunstwerke genannt zu werden. Winkelmann wollte die Kunstwerke zu Gegenständen der Nachahmung stempeln. R. will, daß der Künstler aus sich selbst die Kunst herausarbeite und jetzt den Geist der Natur zur Quelle der Kunst.

R. ist ferner der Übersetzer von „Nicolo Machiavellis Geschichte des Castruccio Castracani de Lucca“ (Reval, 1816. 99 S. 8^o) und des „Episch-lyrischen Hymnus auf die Vertreibung der Franzosen aus dem Vaterlande 1812“ von Derffhavin (Reval, 1816) und der „Quelques mots inutiles aux bonnes mères“ (Riga, 1816. 71 S. 8^o.)

(Schluß folgt.)

Alexander von Koenen und seine Weltanschauung.

(Schluß.)

In Oldenburg angelangt, wurde K. bald Kammerherr, schließlich Oberkammerherr, doch wußte er sich bei diesem Hofdienst seine Unabhängigkeit zu wahren, indem er, wie gesagt, darauf verzichtete, im Duodezstaat Minister, wie Goethe in Weimar, zu werden. Er wollte nur als Freund ein Berater seines Fürsten sein, was ihm vollständig gelang. Er nahm daher nur die Stellung eines Direktors der Oldenburgischen Kunst- und Naturalien-Kabinette an, welche Sammlungen unter seiner Leitung bedeutend wuchsen und an wissenschaftlicher Bedeutung gewannen. Er verstand das Interesse seines Fürsten auf diese nützlichen Dinge der allgemeinen Bildung zu lenken und Mittel für dieselben flüssig zu machen, die meist sonst für lächerlichen Prunk verausgabt werden. In der eifrigen Beschäftigung mit Kunst und Naturwissenschaft fand er geistige Anregung und fühlte sich glücklich, im Kreise seiner Familie und im regen Briefwechsel mit seinen vielen bedeutenden Freunden und Freundinnen leben zu können.

Im Jahre 1818 besuchte K. zum letzten Male seine alte Heimat auf kurze Zeit. Auf der Seereise von Lübeck nach Riga lernte ihn damals der nachmalige Professor des römischen Rechts zu Dorpat und Kasan, Dr. Louis von Cambecq, kennen, der in seiner „Reminiszenz“ (Zuland 1854 Nr. 31) über den hochgebildeten lebenswürdigen Mann des Lobes voll ist.

Nachdem wir hier K.'s Ansichten über Natur und Kunst nur gestreift haben, wollen wir seine Ansichten über die soziale und religiöse Frage etwas weniger flüchtig vernehmen. Hat doch das 20. Jahrhundert ein ganz besonderes Interesse für diese aktuellen Fragen.

„Ich bin gewaffnet,“ sagt K. I. c. II, 125, „aber nicht mit gemeiner Waffe, um andern zu schaden, mein Schild ist der Verstand, mein Schwert die Wahrheit; ich kämpfe gegen Bosheit und Wahn und besiege meine Feinde, indem ich sie mir zu Freunden mache.“

K. hat den Befreiungskrieg der europäischen Völker vom Tyrannenjoch Napoleons mitgemacht, hatte das feierliche Gelübde der Fürsten übernommen, ihren befreiten Völkern ihre Menschenrechte, Vereins-, Glaubens-, Rede- und Lehrfreiheit, heilig zu halten, hatte aber dann schmerzlich erfahren, wie die Staatsraison durch Metternich wieder zum System der Lüge und Heuchelei griff und mit sog. guten Vorsätzen den Weg zur Hölle der Reaktion

plasterte. Die befreiten Fürsten hatten „heilig gleiches Recht und Gesetz für alle versprochen,“ doch wo sie wieder auf ihren Stühlen saßen, sich nur — versprochen! Diese Kritik der Geschichte ist bitter.

Das war die Ursache, warum K. sich von der Politik seines kleinen Staates zurückzog. Er billigte nur „die Regierung strengere Gesetzmäßigkeit und Redlichkeit und Wahrheit ohne Ansehung der Person.“ Darum riet er als Freund immer und immer wieder seinem Großherzog, nicht nach Fürstenart nur zu versprechen, sondern nach strengere Gesetzmäßigkeit gleiches Recht für alle zu geben, sein Versprechen immer zu halten.

„Keine Macht der Welt“ — sagt K. — „bringt das Alte wieder zurück, wiewohl ich sehr wünsche, daß unsere Fürsten alle bleiben und klüger werden in meinem Sinn, nämlich wahr und treu.... Das ist nicht so unmöglich als es scheinen mag, ohne gleich Vollkommenes zu verlangen.“ — „Die Geschichte der Staaten stehen auf dem Spiele und dabei sollte jeder sich selbst vergessen, weil der Einzelne hier Nebensache ist.“ (K. an Dohrn, den 9. April 1848.)

„Wenn auch die Natur unter den Menschen so wenig Gleichheit wie unter den Blättern eines Baumes statuiert,“ — sagt K. — „und eben darum eine politische Gleichheit auch nicht denkbar ist, so soll doch vor dem Gesetz und dem Recht jeder dem anderen gleich sein, und danach sind bisher die Pflichten und Rechte unter den Menschen allzu ungleich geteilt gewesen.“

Man muß mit Bewußtsein ein Mitarbeiter und Beförderer der gesetzlichen Weltordnung werden, die nach Vervollkommenung über alle strebt. Auch das Menschengeschlecht ist aus dem Labyrinth dunkler Irrsalle durch Freiheit und Notwendigkeit diesem edlen Ziele entgegenzuführen. „Man muß das Geld, das soviel Unheil anrichtet, endlich einmal zum wahren Wohl der Menschen anwenden.“ (Umriffe VI., 302).

Der Glaube Rousseaus, daß „ein unverwundliches Gutes im Menschen liegt“, was auch Lessing in seiner Erziehung des Menschengeschlechts als Wahrheit erkannte, ist auch K.'s Überzeugung, bei dem „Natur und Kunst“ zwei schöne Seiten der einen schönen Welt sind.“

Die Verworfenheit der Menschengeschichte in der Geschichte ist für K. „ein Labyrinth schenßlicher Greuel für ein reines Gemüt“, und damit kommen wir auf seine Ansichten über die religiöse Frage zu sprechen.

In der Religion des Herzens, nicht Kopfes liegt ihm die Einheit für alle Menschen. Christus ist ihm das göttlich reinste Vorbild auf Erden. Nach Christus sollen wir alle als „Gotteskinder“ göttlich rein werden, die sich von dem Dämonenkinder der Welt wie er abzuheben den Mut haben. Gottes Haus und Gottes Wunder sind überall in der Natur und in der menschlichen Seele. In dieser Weltanschauung ging K. auf. Alle Arten und Individuen sind vergänglich. „Auch der Mensch wird dereinst vergehen und sich zu einem erhabeneren Wesen verwandeln.“ (Umriffe II., 44. f.). Die ewige Fortdauer ist ihm Weltgesetz, wie die fortschreitende Entwicklung zu immer höheren Wesen. „Das kann ich geologisch und anthropologisch beweisen.“ Das größte Wunder aber bleibt ihm immer das Menschenherz. Dieses Herz ist ihm das größte Kleinod der Menschheit.

In der Schule soll man Lesen, Schreiben, Rechnen und Denken lernen, Himmels-, Erd-, Völker- und Naturkunde im weitesten Umfange, Zeichen- und Baukunst, Technologie und Gesang und damit Moral und Sittlichkeit als Seelenkunde, aber ja nicht Religion. Das ist kein Wissen, sondern Glauben. Den Glauben zu lehren ist so hirnverbrannt, wie aus jedem Menschen einen Poeten und Maler, Komponisten und Bildhauer von Gottes Gnaden machen zu wollen. So wenig das eine möglich ist, alle Menschen zu Genies zu machen, ebenso wenig ist auch das andere möglich, alle Menschen unter einen Glauben zu bringen. Nach beiden Richtungen hin ist es dem „Menschengeist nicht gegeben zu berechnen, wie hoch sich der Menschengeist erheben kann“. Das steht in der Höheren Macht, der uns von Zeit zu Zeit Genies harmherzig schenkt und nur durch bittere Erfahrungen zur Allmacht der Liebe, der nichts — radikal nichts — widerstehen kann, emporziehen will. Was aber „Liebe“ heißt, lernt man erst in tiefster Not begreifen.

Darum war K. gegen alle Mission, die uns nur Heuchler schafft und den Fanatismus, das schreckliche Gift der Intolleranz unter uns großziehen lehrt gegen „Andersgläubige“.

„Der Allmächtige fragt nicht, welchem Volksstamme, welcher Glaubenspartei der Mensch angehört; er fragt nur: „Was hat er geleistet? Nur derjenige ist ihm nahe, — dessen Herz voll Gerechtigkeit ist; nur derjenige ist ihm nahe — der ein heiliges Leben führt.“ — (Umriffe II, 124.)

„Es läßt sich kein Bild vom Ihm (dem Allmächtigen) machen, aus Stein oder Farbe, noch eine Vorstellung durch Worte. Er ist allenthalben wie allenthalben, immer wie immer, und wohnt an einem Orte nicht mehr als am andern.“ (K. I. c. II, 126.)

„Heilig, heilig ist das Band, das die Menschen bindet; ist geknüpft von dessen Hand, der die Welt gegründet; ist geknüpft, daß besser mir seine Welt gefalle. — Einen Vater haben wir, einen Schöpfer alle.“ (II, 80.)

„Die Menschen auf Erden haben von allen Dingen, die sie sehen und hören können, sehr verschiedene Vorstellungen; wie sollten ihre Vorstellungen von Gott, einem Geiste, den sie nicht sehen und nicht hören können, nicht umsomehr verschieden sein? Welche von diesen Vorstellungen die richtigste ist, steht den Menschen am wenigsten zu entscheiden zu, da der Allwissende allein sich genugsam kennt. So ist es mit den verschiedenen Religionen, die da Menschen, nach ihren verschiedenen Vorstellungen von Gott, verschieden gemacht haben. Auf die mangelhaften Religionen der Menschen, seiner Geschöpfe, sieht Gott nicht; der Allwissende sieht nur auf den Menschen und seine Gesinnung, seine Unschuld und guten Willen.“ (Umriffe II, 190 f.)

„Jede Religion hat ihre Fabeln und die Fabeln des Volkes anzutasten, ist selten ratsam; sie vertilgen wollen, immer sehr gefährlich. . . Nur durch den Unterricht wird jede Fabel ungefährlich, indem der Unterricht den Sinn derselben (durch die vergleichende Sagenkunde) heraushebt und in der Einkleidung das Zufällige oder doch Unwesentliche zeigt.“ — Was dünkt Dich, welche Lehre die wirksame sein wird, die moralische oder die Fabel? — „Werde so gut, so edel, so vollkommen, als es möglich ist“, oder lege Dir die Fabel „die Fleischwerdung Krishna“ warm ans Herz, wie das Göttliche in höchster Einfachheit und Vollkommenheit auf Erden wandelte und wirklich Mensch geworden war, um durch dieses große Beispiel die Menschen zu belehren, wie man so vollkommen wie möglich sein soll.“ (K. II, 182 f.)

Bei der Fabellehre wird jeder Mensch sagen: ich bin kein Gott und muß darauf verzichten besser werden zu können. Bei der Morallehre aber nicht, weil sie für jede Forderung, Pflicht wird.

Wie K. gegen den Religionsunterricht in der Schule ist, so ist er auch gegen den Geschichtsunter-

richt, weil beide nicht von dem Wissen Wahrheit, sondern von dem alleinseigmachen Glauben der Politik regiert werden.

„Die neueste Geschichte ist keinem ganz freier in der Erd- und Völkerkunde unterrichtet wor ist. Die älteste Geschichte jeder Nation hängt sehr mit ihrem Religionsglauben zusammen.“

„Was aber ist die Geschichte der Völker wenn sie nicht die der Menschheit sein kann (R. II, 161.)

Der Umstand, daß R. diesen fei Ansichten bis zu seinem Tode treu bl legt dafür Zeugnis ab, wie frühzeitig zu einem festen Charakter mit edler Gesinnung fo „Das kalte Theoretisieren“ — sagt A. Stau l. c. S. 80 — „war nirgends seine Sache. Über suchte er das Lebendige. Er strebte immer dar die Schaffensgebiete des Wissenschaftlichen, des Kün lerischen, des Sittlichen mit einander in Verbindi zu setzen und zu erhalten und endlich war er bemü alles mit dem Religiösen in ein deutliches Verhä nis zu setzen.“

Fast 40 Jahre dauerte R.'s Umgang und tr Anhänglichkeit an seinen Fürsten, der ihm im L voranging. In einem nur für Freunde gedruckt Buche: „Am Morgen des 13. Juli 1853 Oldenburg. Selbstgespräche“ hat er diesem Fürst Worte tiefer Verehrung geweiht.

Zu bedauern ist, daß R.'s in vielen Zeitschrift veröffentlichte Aufsätze nicht gesammelt worden sin Jetzt kann niemand sie feststellen, z. B. seine A sätze in Lohes Hamburger „Temporalien“. Au seine größeren Werke sind meist ohne seinen Nam erschienen und selbst in den größten Bibliothek nicht zu finden. Am bekanntesten ist R. dur seine „Umriffe aus meinem Skizzenbuche“ geworden, dem auch wir hier das meiste entnomm haben.

R. starb kaum ein Jahr nach seinem Fürsten Oldenburg am 9./21. April 1854. In ihm gi ein edler Mensch dahin, der gelebt hat für a Zeiten, da er das Beste für alle Menschen wol und in seiner Weltanschauung zeigte, daß er ni nur den Besten seiner Zeit genug getan, sonde auch für uns ein leuchtendes Vorbild geblieben i Wir schließen mit dem Wunsche, diese Zeilen mög die Veranlassung sein, daß eine jüngere Kraft si an die Arbeit mache, die vielen Goldkörner aus R Werken zu heben und sie der Nachwelt zum Rac denken zu übergeben.